

Karl Eibl: Sind Interpretationen falsifizierbar?
In: Lutz Danneberg, Friedrich Vollhardt (Hg.):
Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte.
Positionen und Perspektiven nach der "Theorie-
debatte". Stuttgart 1992, S. 169-183.

KARL EIBL (Trier)

Sind Interpretationen falsifizierbar?

Man könnte auch fragen: Ist wissenschaftliche Interpretation möglich? [1] Solche Ist-möglich-Fragen geraten jedoch allzu schnell in den Sog von transzendentalen Begründungsbedürfnissen, denen nur durch eine möglichst allumfassende, letztlich metaphysische Theorie Genüge getan werden kann. Gelingt es der Theorie nicht, eine zureichende Begründung zu liefern, dann wird das in der Regel nicht als Mangel der Theorie angesehen, sondern als Mangel der Wirklichkeit. So wird die These von der Unmöglichkeit bzw. Irrelevanz wissenschaftlicher Interpretation derzeit von den beiden extremen Enden der Literaturwissenschaft her verfochten. Die ›empirische‹ Literaturwissenschaft kümmert sich nur um Rezeptionsphänomene oder das System Literatur, in dem Texte kaum mehr vorkommen. Und die *philosophische* Hermeneutik (zu der ich auch die ›durchstrichene‹ Hermeneutik des Dekonstruktivismus zähle [2]) neigt häufig dazu, strengere Prüfbarkeitsansprüche für einen Ausdruck szientistischer Verblendung zu halten. Die im folgenden eingenommene Perspektive ist dezidiert real- oder einzelwissenschaftlich: Metatheoretische Überlegungen haben aus dieser Perspektive den Zweck, die Verfahren zu verbessern, nicht, sie im Sinne einer letzten Rechtfertigung zu begründen und aus dieser Begründung in toto neu zu konstruieren. Man atmet auch, ohne eine hinreichende theoretische Letztbegründung des Atmens zu haben; doch könnte Stückwerk-Theorie des Atmens durchaus zu einer Verbesserung der Atemtechnik führen. Es geht also um *philologische* Hermeneutik; vorausgesetzt wird, daß immer schon interpretiert wird und daß man die Praxis des Interpretierens verbessern kann. Im Hintergrund steht, der Titelfrage entsprechend, die Wissenschaftslehre Poppers [3], nicht die Frage nach der ›Bedingung der Möglichkeit von ...‹.

1.

Vorweg sei ein Typus der Interpretation exemplifiziert, der weit verbreitet ist, jedoch Falsifikation ausschließt.

Königen sagt man hat die Natur vor andern Geböhmen,
Zu des Reiches Heil längere Arme verliehn.
Doch auch mir geringen gab sie das fürstliche Vorrecht,
Denn ich fasse von fern und halte dich Psyche mir fest.

Goethe hat dieses Epigramm am 12. April 1782 von einer Reise aus Meiningen an Charlotte von Stein gesandt, und im Brief hat er erläutert: »Hier beste ein Epigramm, davon die Dichtung dein ist.« [4] Dichtung heißt in diesem Zusammenhang soviel wie ›Erfindung‹, ›Inventio‹, d.h., der Gedanke, daß Könige besonders lange Arme haben und daß ebenso die Liebe besonders lange Arme verleiht, ist anscheinend von Charlotte von Stein geäußert worden, und Goethe hat ihn hier nur in eine ansprechende metrische Form gebracht. Diese Vermutung wird dadurch gestützt, daß Goethe im vorangegangenen Brief geschrieben hatte, er sei nun am fernsten Punkt seiner Reise angelangt und doch »dir so nah als wenn Hand zu Hand reichte« (9. April). [5] Anscheinend hat Charlotte von Stein in ihrer nicht erhaltenen Antwort diese Empfindung aufgegriffen und um den Hinweis auf die langen Arme der Könige ergänzt. Dieser Gedanke gehörte wohl zum Bildungsgut, denn er erscheint schon in Ovids Heldenbriefen, wo Helena ihn gegenüber Paris äußert. Also: Goethe schreibt an Charlotte von Stein, er fühle sich so nah, als wenn Hand zu Hand reichte. Sie antwortet ihm darauf mit der Bildungsreminiszenz von den langen Armen der Könige, und er fertigt daraus zwei etwas holprige Distichen, – ein Vorgang, den man nicht eben aufregend finden wird. Doch in der psychoanalytischen Deutung von Kurt R. Eissler gewinnt das Gedichtchen enorme Bedeutung. Hier nämlich äußere sich Goethes Unbewußtes und sage: »Du, Vater, kannst auf deinen großen Penis so stolz sein wie du willst und sagen, daß du deine Stärke für die Wohlfahrt der Familie einsetzt. Ich, der kleine Junge, bin dir überlegen, weil ich die Mutter in meinen Armen halte.« [6] Eine solche Deutung ist nicht zu widerlegen. Denn daß Goethe den Gedanken nur in Verse gebracht hat, kann mühelos zu einem ergänzenden Deutungszug umgemünzt werden. Auch das Unbewußte der sieben Jahre älteren Charlotte von Stein nämlich interpretiert das Verhältnis als ödipale Situation usw. Und wenn Goethe das Gedicht in Versform zurückschickt, in Hexametern und Pentametern, besonders langen Versen also, dann beantwortet er Charlotte von Steins verfängliche Äußerung mit nichts anderem als einem symbolischen Koitus.

Es geht aber auch anders. Bekanntlich ist das 18. Jahrhundert die Zeit des Emanzipationskampfes des deutschen Bürgertums. Da wären dann mit den langarmigen Königen die Mächte des Feudalabsolutismus bezeichnet, ironisch, versteht sich, denn jedermann war damals deutlich vor Augen, daß diese alten Mächte zutiefst verrotten waren. Die in diesem Zusammenhang stereotypen Ausführungen über Ausbeutung und Mätressenwirtschaft erspare ich mir. Jedenfalls ist die Liebe hier eine Form der Subversion, eine Berufung auf überständisch-egalitäre Positionen, die den Mächten des verfaulenden Ancien régime entgegengesetzt werden. Daß mit der Liebe eine privatsphärische Instanz angeführt wird, ist darauf zurückzuführen, daß das deutsche Bürgertum, vom öffentlichen Handeln ausgeschlossen, die Privatsphäre als Wirklichkeitsraum seiner spezifischen Tugenden pflegt und dadurch zur Revolution unfähig wird. Dies hat Goethe hier in der objektiven Unmöglichkeit einer geschlechtlichen Vereinigung über die räumliche Distanz zwischen Meiningen

gen und Weimar symbolisch mitthematisiert. Auch der metrische Patzer in der letzten Zeile bekommt nun präzisen Sinn; denn er symbolisiert die Beschädigungen des bürgerlichen Denkens durch diese Konstellation. Und wenn Goethe 1789 das Gedicht schließlich publiziert und dafür den Patzer korrigiert, dann drückt sich hierin die von der Französischen Revolution geweckte Hoffnung auf eine neue Zeit aus. – So etwa könnte das gehen, und mit einigen terminologischen Veränderungen könnte man das auch in eine Erörterung des Verhältnisses von Körper und Schrift umschreiben.

Aber man kann's noch einmal ganz anders anpacken. Könige – was denn anderes kann hier gemeint sein als Christus? Zwar stehen die Könige im Plural, aber gerade das zeigt deutlich, daß Goethe sich hier an die Lehre von den Präfigurationen des Messias im alten Testament im Sinne der typologischen Exegese anschließt. Des Reiches Heil ist natürlich die Heilsgeschichte des Gottesreiches. Dies ist der allegorische Sinn der ersten beiden Zeilen, zugleich aber auch der eschatologische. Das zweite Distichon spricht noch viel deutlicher in diesem Sinne. Daß der ›geringe‹ gleichwohl ein ›fürstliches‹ Vorrecht genießt, deutet unverkennbar auf die Menschwerdung Christi. Damit wird auch klar, daß in diesem zweiten Distichon in Anlehnung an das Hohelied Salomonis, im Bild von Bräutigam und Braut, das Verhältnis Christi zu seiner Kirche dargestellt wird. Er faßt sie von fern und hält sie fest. Dieses Festgehaltenwerden entspricht exakt der Lehre von der Unfehlbarkeit der Konzilien und des Papstes, Goethe war also Katholik. Auf einer zweiten Ebene, der tropologischen oder moralischen, ist hier auch das Verhältnis Christi zur Seele des einzelnen Gläubigen bezeichnet. Die angesprochene Person wird ausdrücklich Psyche genannt. Und auch der eschatologische Sinn ist hier abermals präsent, denn das Festgehaltenwerden von Kirche wie Einzelseele schlägt zugleich die Brücke vom Kreuzesopfer zum Jüngsten Tag.

Das wäre eine Interpretation nach der Methode des vierfachen Schriftsinnens, wie sie von der mittelalterlichen Theologie gepflegt wurde. Ich habe Ihnen diese Merkwürdigkeiten zugemutet, weil ich meine, daß all diesen Interpretationsweisen etwas gemeinsam ist, nämlich das, was die mittelalterliche Bibeldeutung als Unterscheidung von Sensus literalis oder historicus und Sensus spiritualis bezeichnete. Es wäre von derlei nicht zu reden, wenn es sich nicht um eine interpretatorische Grundfigur handelte, die immer wieder begegnet, die Auffassung nämlich, daß die Wörter in einem Text auf einer zweiten Bedeutungsebene, eben der des Sensus spiritualis, etwas anderes bedeuten als auf der ersten, literalen, und daß es Aufgabe des Interpreten sei, diesen Spirituallinn zu ermitteln, also den Text in seinen eigentlichen Sinn zu übersetzen.

Nicht immer geht das so handfest zu. Das Besondere an unseren drei Beispielen ist, daß sie jeweils eine relativ explizite Theorie als Hintergrund haben. Das macht wohl auch die ungebrochene Attraktivität wenigstens der ersten dieser Konzeptionen aus (auch die zweite wird wiederkommen). Mit Hilfe dieser Theorien ist es möglich, jeden beliebigen Text zu erklären. Text

und Fakten werden *verbum pro verbo* (und mit beliebig großen Lücken, wo's nicht paßt) in die Sprache der vorausgesetzten Theorie übersetzt, die Wortbedeutungen werden theoriekonform ermittelt, das Verfahren ist zirkulär, Falsifikationen sind ausgeschlossen. Es ist entweder die Tarzanmethode: Der Interpret schwingt sich von Symbol zu Symbol, vermeidet peinlich jede Bodenberührung und gelangt so sicher ans vorbestimmte Ziel. Oder die Tauchermethode: Der Interpret haut an einer geeigneten Stelle ein Loch in die Oberfläche des Textes und befindet sich fortan in dessen grenzenloser Tiefe. Ähnliches geschieht auch bei weniger prominenten und elaborierten Erklärungsverfahren. [7] Man könnte hier z.B. noch eine existenzphilosophische, eine strukturalistische, eine poststrukturalistische und natürlich auch eine Version für den Umweltschutz, für die Frauen- und für die Friedensbewegung fabrizieren. Tatsächlich handelt es sich dabei nicht um Erklärungs-, sondern um Integrations-, wenn nicht um Eroberungsverfahren, bei denen es darum geht, ständig neue Bestätigungsfälle der vorausgesetzten Theorie zu produzieren oder den Text einfach an gängige Schlagworte anzukoppeln. Immer aber muß dabei ein *Sensus spiritualis* hergestellt werden: Ein Interlineartext in einer interpretatorischen Zielsprache, von der der Autor keine Ahnung hatte. (Anders liegen die Dinge natürlich bei Autoren, zu deren historischer Semantik die entsprechenden Symbolbedeutungen gehören.)

2.

Die Neigung, solche Verfahren der Spiritualinterpretation anzuwenden, ist jedoch nicht nur eine Marotte, sondern hat Gründe, die im Gegenstand selbst liegen.

Wenn wir Texte der Vergangenheit zu verstehen versuchen, gleichgültig ob poetische oder nichtpoetische, dann fehlen uns zwei wichtige monosemierende Faktoren des mündlichen Gesprächs: Es findet keine automatische Rückkoppelung durch Beobachtung der Partnerreaktion statt, und es fehlt der gemeinsame situative Kontext, auf den das Gespräch sich beziehen könnte. Wenn ich mit dem Monteur unterm Auto liege und er mit dem Finger deutend sagt: »Hier«, dann verstehe ich, daß das heißt: »Am dritten Bolzen von links tritt das Öl aus«, und notfalls kann ich zurückfragen oder er kann mich korrigieren. Wenn ich ein altes Blatt Papier finde, auf dem steht: »Hier«, dann weiß ich gar nichts. Das ist freilich kein Anlaß zu einem radikalen Geschichtsskeptizismus, denn ich kann aus der Handschrift, dem Fundort, geschichtlichen Zeugnissen über die Schicksale des Fundorts, die Papierart usw. einiges in Erfahrung bringen, das mir vielleicht eine Rekonstruktion der Situation und eine Präzisierung des Verständnisses erlaubt. Das ist mühsam, aber wenn es nicht mühsam wäre, brauchten wir überhaupt keine Geschichtswissenschaften.

Beim poetischen Text verschärfen sich die Probleme, und zwar wegen zweier Eigenschaften, die ich in der Kurzformel als Verschnürung und als Referenzlosigkeit bezeichnen will. Ich will diese beiden Begriffe erläutern. In den letzten Jahren ist unter dem Einfluß der vom russischen Formalismus ausgehenden Traditionen und bestimmter Formen der Poesie vor allem des 20. Jahrhunderts das Nachdenken über Poetizität immer wieder auf die Abweichungsästhetik gestoßen, gewiß mit guten Gründen. Aber darüber ist allzusehr in den Hintergrund getreten, daß Poetizität in mindestens demselben Maße auch durch Regeln konstituiert wird. Die Textlinguistik hat eine Reihe von Hinweisen darauf gegeben, wodurch die Kohärenz von Texten konstituiert wird, intern etwa durch Thema-Rhema-Abfolge oder die Pro-Formen in ihren verschiedenen Varianten, Isotopien, logische Konsistenz usw., und extern durch die Situationsreferenz. – Im poetischen Text treten zu solchen Mitteln noch weitere. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein galt poetische Rede als gebundene Rede. Man gab diese Definition dann auf, weil damit der Bereich der dichterischen Prosa nur ungenügend erfaßt werden konnte, aber es lohnt, noch einmal daran anzuknüpfen.

Die Bindung eines Textes durch Metrum und Reim oder, um es gleich auszuweiten, durch übergeworfene Rekurrenzsysteme und Binnenverweisungen verleiht diesem eine besondere Stabilität. Ich spreche in diesem Zusammenhang nicht von Kohärenz, sondern von Verschnürung (oder Überkohärenz), damit die Begriffe geschieden bleiben, obwohl es sich natürlich um ein nah verwandtes Phänomen handelt. Aber wenn ein Text durch Reim und Metrum verschnürt ist, dann ist er wesentlich leichter aus seiner Situation ablösbar, ohne daß der Wortlaut sich verändert, als wenn es sich um eine schlichte Prosa-Information handelt. Das gilt schon für simple Bauernregeln oder Merkverse, aber auch für die einstmals so beliebten Schiller-Sentenzen, für Gebete oder für mündlich tradierte Volkslieder, die über Jahrhunderte hin nahezu unverändert und mit nur geringfügigen Variationen weitergegeben werden können, ohne der Stütze durch schriftliche Aufzeichnung zu bedürfen. Außer Reim und Metrum aber gibt es noch andere Verschnürungsmittel, die diese sogar überflüssig machen können, Pointierungen etwa, ganze Geschichten mit Anfang, Mitte und Ende, von denen man nicht einfach etwas weglassen oder ändern kann, typisierte Abläufe und Konstellationen, wie sie etwa die *Commedia dell'arte* nutzte, so daß sogar Leute, die kein Wort verstanden, ihren Spaß daran hatten, bis hin zu raffinierten Methoden der metaphorischen Verklammerung und symbolischer Querverweise.

Dazu kommen dann noch soziale Verschnürungsmittel, etwa das Auswendiglernen von Gedichten in der Schule. Solche sozialen Verschnürungsmittel können sogar einem ursprünglich nichtpoetischen Text Qualitäten verleihen, die denen des poetischen Textes analog sind. Ich denke hier etwa an die Kanonisierung heiliger Texte. Die Bibel wäre längst auseinandergefallen, wenn sie nicht durch soziale und institutionelle Maßnahmen verschnürt und stabil gemacht worden wäre.

Solche verschnürten Texte sind in hohem Maße transportabel, und zwar räumlich und zeitlich, ja, in vorschriftlichen Kulturen oder Kulturen mit einem hohen Anteil von Analphabeten ist dies wahrscheinlich sogar die einzige Art transportabler Texte. Und die sogenannte ›Zeitlosigkeit‹ großer Dichtung ist gleichfalls wenigstens zu einem Teil in solchen übergeworfenen Bindungen begründet, die es ermöglichen, den Text gleichsam zum Paket verschnürt über die Generationen hin weiterzugeben.

Die Verschnürung, Transportabilität, Stabilität poetischer Texte ist eng verbunden mit einer zweiten Eigentümlichkeit: Die Texte werden entlastet von Forderungen nach Konsistenz und Referenz. Man kann sich das am ehesten an der Bedeutung von Eigennamen klar machen, denen ja für die nichtpoetische Rede besondere deiktische, auf Realität bezogene Funktion nachgesagt wird. Wenn in Thomas Manns *Tod in Venedig* Gustav von Aschenbach ein Schriftsteller ist, in Viscontis Verfilmung hingegen ein Musiker, dann wird man nicht durch Konsultation eines Lexikons herausfinden können, was er denn nun wirklich war. Ebenso wenig ist es ein tauglicher Einwand gegen Büchners *Danton* oder Schillers *Wallenstein*, wenn man historische Unstimmigkeiten entdeckt. Es handelt sich dabei nicht um historische Figuren, Menschen, sondern um literarische Motive (die ihre Semantik allerdings der Historie verdanken). Und das gleiche gilt für andere Wörter. ›Busch und Tal‹ sind nicht ein bestimmter Busch und ein bestimmtes Tal, und daß der Mond sie wieder füllt, ist kein Protokollsatz, der durch Lokalaugenschein geprüft werden könnte. Natürlich gibt es da Grenzfälle, Schlüsselromane zum Beispiel, Dokumentarspiele und ähnliches. Ich lasse das einmal beiseite. Im Regelfall jedenfalls gilt, daß die Wörter eines poetischen Textes zwar eine Bedeutung haben, aber keine Realitätsreferenz, sie haben eine Intension, aber keine (oder, was aufs Gleiche herauskommt, eine unbestimmte) Extension.

Referenzlosigkeit und Verschnürung gehören untrennbar zusammen. Selbst die nur sozial verschnürten Texte verlieren ihre ursprünglichen Referenzen. Die biblischen Texte z.B. waren ja ursprünglich durchaus auf bestimmte historische Tatsachen bezogen. Aber für die Gläubigen rückten diese Tatsachen in immer größere Ferne und wurden vergessen, die Texte jedoch blieben übrig und können nun jeden Sonntag von neuem mit neuen Referenzen versehen werden. Selbst Gesetzestexte, die gleich an ganz bestimmte Tätergruppen wie etwa die RAF denken lassen, gelten rechtspolitisch als etwas anrühlig.

Verschnürt vorliegende referenzlose Texte schreien förmlich danach, daß ihnen bei der Konkretisation erneut Referenzen verliehen werden. Sie wären sonst vermutlich einfach uninteressant. Im 19. Jahrhundert wurden viele scharfsinnige Seiten auf die Ermittlung des Städtchens verwandt, in dem Goethes *Hermann und Dorothea* spielt, ein rundes Dutzend Kandidaten stritten darum. Der alte Goethe selbst nahm solche Referenzsuche zum Musterbeispiel für die Poesiefremdheit der Zeitgenossen seiner späten Tage. Zum 17. Dezember 1826 berichtet Eckermann die Äußerung: »In ästhetischer Hin-

sicht ist jetzt an gar keine Verbindung und Korrespondenz zu denken. Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bei meinem Hermann und Dorothea gemeint sei. Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken! Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie.« Natürlich ist nichts dagegen einzuwenden, wenn einer sich ›Busch und Tal‹ so vorstellt, wie's bei ihm hinterm Haus aussieht. Allerdings kann er niemanden ansinnen, sich das ebenso vorzustellen, d.h., dieser Teil seines Textbildes kann keinen Anspruch auf Intersubjektivität erheben, und ebendies gilt auch für ambitioniertere Arten der Herstellung von Referenzen mittels Interlinearübersetzung oder -dechiffrierung. Zwar ist die Deutung im Sinne einer religiösen oder politischen Glaubensgemeinschaft oder auch nur einer kurzlebigen intellektuellen Mode nicht mehr nur privat und insofern durchaus intersubjektiv. Alle, die einmal in Weimar waren, denken bei ›Busch und Tal‹ an den Park an der Ilm und können sich darüber mit anderen Weimar-Pilgern verständigen. Aber diese Intersubjektivität bleibt auf die Angehörigen der jeweiligen Gemeinde beschränkt, der verschnürte Text vagabundiert weiter.

Die Vergabe solcher Referenzen ist selbst eine Aktivität literarischer Art, ein Teil des literarischen Lebens und insofern Gegenstand von Literaturwissenschaft. Für den ›Historiker der Gegenwart‹ ist derzeit von besonderem Interesse, wie der Stil der Referenzzuweisung sich unter dem Einfluß von gesellschaftlichen Veränderungen ebenfalls ändert. Man kann das an Jochen Hörischs Polemik gegen die »Wut des Verstehens« [8] exemplifizieren. Hörisch hat, etwas später, entdeckt, daß der ältere Interpretationsstil auf eine Homogenisierung von Sinn hinausläuft, und empfiehlt statt dessen die ›Spurensuche‹ im Sinne Lacans, Derridas oder de Mans. Just diese Art des Interpretierens ist von Jan Ross in einer Miscelle als »Kater-Murr-Methode« bezeichnet worden [9]: Der Interpret nimmt den Text eines Genies, erklärt ihn zu Makulatur und schreibt ihm seine eigene Philistrosität ein. Und wahrhaftig: Was als Mittel gegen Homogenisierung empfohlen wird, gerät selbst allzu leicht zu neuer Homogenisierung. Die mehrfach als exemplarisch gepriesene Entdeckung, daß *Willkommen und Abschied* in preußischen Gefängnissen die Bezeichnung für Prügel bei Antritt und Beendigung der Haft war, gibt Goethes Text eine so philiströse Dimension, daß sie sich würdig neben Biographismen älterer Art (haben sie oder haben sie nicht?) stellen kann. [10] Ein anderer Spurensucher hat, angeleitet von der psychoanalytischen Semiotik Lacans, entdeckt, daß das V die unbewußte Vorstellung der gespreizten Beine einer zum Beischlaf bereiten Frau oder die Vulva repräsentiert. Er hat diese Erkenntnis auf Robert Musil angewandt, geschickt erweitert um den Deutungszug, daß die römische Fünf wie ein V aussieht und deshalb jede Art von Fünffzahl ebenso zu deuten sei (und das W natürlich auch), das f hingegen ein phallisches Moment bedeute. Nun also steckt Musils Werk bis unter die Decke voller Vulven und Phallen. [11] Homogener geht es nicht.

Immer noch werden Referenzen zugewiesen, immer noch herrscht die Hermeneutik der Interlinearübersetzung oder der Horizontverschmelzung.

Allerdings werden die Texte nicht mehr, wie bei Hörischs Paradebeispiel Emil Staiger, an den homogenen Wertekonsens des Bildungsbürgertums angeschlossen. Hier liegt vermutlich wirklich ein säkularer Einschnitt. Denn dieses Bildungsbürgertum, für das man auslegend Sinn produzieren und bestätigen könnte, existiert nur noch in Resten. Die Texte werden vielmehr an pluralisierte Konsense (sinnfälliger Ausdruck: Insider-Symposien) angeschlossen, dabei jedoch nicht weniger für den jeweiligen Konsens homogenisiert. Die Provozierlust der Pop- und Video-clip-Kultur findet ihr anspruchsvolles Pendant in der Methode, Texte mit bunten Graffiti zu übermalen, dem voyeuristischen Klatsch der Massenpresse tritt der unkontrollierbare Tratsch über das Unbewußte von Autoren, Körpern, Subjektpositionen an die Seite, und allenthalben manifestiert sich New Age als die Methode des Neuen Raunens. Wenn man solchen Interpretationen das Prädikat der Wissenschaftlichkeit versagt, gerät man leicht in den Verdacht, man bestreite ihre Legitimität – als ob nur Wissenschaft legitim wäre. Doch es geht nicht um eine Legitimitäts-, sondern um eine Abgrenzungsfrage. Der Typus der belletristischen Interpretation – und von ihm war in diesem Abschnitt die Rede – ist als Medium der Sinnkonstitution und -vermittlung so legitim wie andere Belletristik auch. Nur auf das Wort »Wissenschaft« als zusätzliches rhetorisches Mittel sollte man verzichten.

3.

Wissenschaftliche Interpretationen sind bescheidener. Wozu braucht man sie überhaupt? Die Minimalvoraussetzung für einen derartigen Bedarf ist, daß zur Literaturwissenschaft, auch wenn sie etwa das »System Literatur« behandelt, die *Nennung* bestimmter Werke gehört. Gehört sie nicht dazu, dann kann man in der Tat ohne wissenschaftliche Interpretation auskommen. (Es stellt sich allerdings die Frage, ob Aussagen über Rezeption oder das System Literatur dann nicht Passepartout-Charakter erhalten und ohne großen Aufwand auch auf Brathähnchen umgeschrieben werden könnten.) Jedenfalls muß, wenn man Werke nennt, auch sichergestellt werden, daß mit dieser Nennung auch gemeinsame Vorstellungen verbunden sind. Insofern ähnelt die wissenschaftliche Interpretation im Gesamtzusammenhang literaturwissenschaftlicher Tätigkeit einem Definitionsverfahren, allerdings einem sehr komplexen und, da es um die Benennung singulärer Phänomene geht und die Namen der Werke fest mit diesen verbunden sind, keinem bloß auf Konvention reduzierbaren; über Definitionen kann man nicht streiten, wohl aber über Interpretationen – über wissenschaftliche, nicht über die belletristischen, die man allenfalls eben auch anders machen kann.

Damit ist auch schon implizit gesagt, was mit »Wissenschaftlichkeit« hier gemeint ist. Wenn man allen Imponierpomp beiseite setzt, dann ist Wissenschaft nichts weiter als eine spezifische methodische Disziplinierung des Alltagsverstandes [12] mit dem Zweck, Aussagen von möglichst großer Prüf-

barkeit und Reichweite herzustellen. Um die Reichweite muß man sich bei Literaturwissenschaftlern meistens keine Sorgen machen. Nur mit der Prüfbarkeit hapert es etwas. Um jedoch die Anwendbarkeit des Popperschen Falsifizierbarkeitskriteriums auch auf Interpretationen zu verdeutlichen, sind zunächst zwei optische Täuschungen zu beseitigen, die den Anschein erwecken, dieses Kriterium sei nur auf Naturwissenschaften anzuwenden.

Die erste Täuschung hat eher stilistischen Ursprung. Es gibt eine Darbietungs-Tradition des Faches, die den Anschein erweckt, Interpretationen entsprängen dem Haupt der Interpreten in voller Rüstung wie Athene dem Haupt des Zeus. In den Naturwissenschaften liegt zwischen Hypothesenentwurf und Hypothesenprüfung meist schon aus technischen Gründen ein längerer Zeitraum, in dem die scientific community gespannt auf das Ergebnis der Prüfung wartet, und Entwurf und Prüfung sind oft auch auf verschiedene Personen verteilt. Bei der Interpretation jedoch spielt sich diese Prozedur meist unter Ausschluß der Öffentlichkeit im Kopf eines einzelnen Menschen ab. Erst wenn alles einigermaßen paßt, tritt man mit der Interpretation hervor. Aber ich glaube, in der Schublade oder im Papierkorb eines jeden wissenschaftlichen Interpreten liegen Dutzende von Interpretationshypothesen, die sich nicht bewährt haben, die also schon vor der Publikation als falsifiziert abgelegt wurden.

Die zweite optische Täuschung besteht in der Annahme, nur in den Naturwissenschaften und ansatzweise in den Sozialwissenschaften würden aus Hypothesen empirische Basis- oder Prüfsätze [13] prognostischer Art abgeleitet, bei deren Nichtzutreffen die Hypothese als gescheitert angesehen werden muß. Natürlich können wir keine oder allenfalls sehr vage Prognosen über künftige literarische Werke abgeben. Aber das ist ein viel zu enger Blick, der die Grundstruktur des Verfahrens schon immer unter dem Gesichtspunkt einer naturwissenschaftlichen Anwendung, d.h. mit Blick auf Immer-und-überall-»Gesetze« wahrnimmt. (Deshalb habe ich vorgeschlagen, besser von Regelmäßigkeitsannahmen zu sprechen.) Tatsächlich operieren wir ständig mit Prognosen, die aus Regelmäßigkeitsannahmen abgeleitet sind, und zwar nicht nur aus allgemeinen Gesetzen, sondern auch solchen über das Verhalten und die dieses konstituierenden Regelmäßigkeitsannahmen bestimmter Personengruppen oder gar Personen. Gerade an einer kleinen, recht jungen Universität kann man das sogar mit der sinnfälligen zeitlichen Verzögerung erfahren, wenn man die Fernleihe bemühen muß und sechs Wochen lang mit der bedingten Prognose lebt: Wenn deine Hypothese stimmt, dann muß an dieser Stelle des bestellten Buches genau das stehen ... Meistens steht es nicht da. Schon jeder Schritt ans Buchregal mit einer bestimmten Erwartung ist, ohne daß sie thematisiert wurde, abgeleitet aus einer Hypothese, die durch diesen Schritt auf die Probe gestellt wird. Schon jeder Leseakt ist durch Prognosen über das geprägt, was man in der nächsten Zeile lesen wird, und nur bei einer unzulässigen Dramatisierung des hermeneutischen Zirkels kann man leugnen, daß Lesen eine ständige Widerlegung und Korrektur von Erwartungen ist.

Das ist eigentlich nichts Neues, und wenn man Schleiermacher nicht immer wieder unter dem Gesichtspunkt der philosophischen Hermeneutik statt der philologischen Wahrnehmung, könnte man bei ihm bereits die Kanones finden, nach denen solche Ermittlungs- und Korrekturverfahren geregelt sind. [14] Es sind, etwas umgeformt, drei Kanones: 1. Planmäßiges Herbeiführen von Verständniskrisen. 2. Bedeutungsermittlung aus der historischen Semantik. 3. Kriterium der Konsistenz als ›Nullmethode‹ der Kontextbindung. Sie scheinen etwas heterogen zu sein, hängen aber so eng zusammen, daß ich sie am besten gleich an drei Beispielen erläutere.

Zunächst ein etwas merkwürdiges Gedicht [15] des jungen Goethe mit dem Titel »Sprache«:

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück,
Fließt Gottheit von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert
Und über Nachbarn Ruhm!

Im vorliegenden Zusammenhang ist das »Greif milde drein« in der vierten Zeile von Interesse. Auf den ersten Blick ist es eine Aufforderung, mit der Sprache sanft umzugehen. Kurze Zeit vor diesem Gedicht hatte Goethe jedoch an Herder über sein Pindar-Erlebnis geschrieben und sein eigenes bisheriges Arbeiten verurteilt: »Dreingreifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft.« [16] Das Kriterium der Konsistenz führt zu einer Verständniskrise: Sollte der junge Mann seine Auffassung schon wieder geändert haben und nun »milde« dreingreifen wollen? Und das mit dem »Schwert«? Nun weiß jeder Literaturhistoriker, daß »milde« bei Goethe noch soviel wie »freigebig« heißen kann, und so steht es auch in einigen Kommentaren. Aber »freigebig« kann man zwar austeilen, schwerlich jedoch dreingreifen. Wenn man sich nun im Grimmschen Wörterbuch unter »mild« bis zu den Punkten 4 e) und f) vorgearbeitet hat, dann erfährt man, daß das Wort in adverbialer Bedeutung auch »stark, kräftig« heißen kann. Mir scheint, daß die Verständniskrise auf diese Weise behoben ist.

Ein zweites Beispiel: In Lessings *Erziehung des Menschengeschlechts* heißt es im Paragraphen 4, die Offenbarung gebe dem »Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde; sondern sie gab und gibt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.« Im Paragraphen 77 aber heißt es: »Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion [...] auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unserer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menschliche Vernunft von selbst nimmermehr gekommen wäre.« Hier, so möchte man meinen, liegt ein Widerspruch, und die Lessing-Forschung hat auch viel Scharfsinn darauf verwandt, ihn irgendwie dialektisch zu heilen. Abermals hätte ein Blick ins Grimmsche Wörterbuch

genügt. Da steht, daß »nimmermehr« nicht nur ›in Ewigkeit nicht‹ bedeutet, wie man es offenbar automatisch liest, sondern daß es oft nur eine nachdrückliche Verneinung bezeichnet. (In dieser Bedeutung ist es übrigens geradezu ein Modewort der Zeit, und die Lessing-Forscher hätten es bei Lessing selbst massenhaft finden können.) Nimmt man nun hinzu, daß die zweite Stelle im Konjunktiv Plusquamperfekt geschrieben ist, der im Lateinischen den Irrealis der Vergangenheit bezeichnet und dies auch in der Bildungssprache des 18. Jahrhunderts tut, dann platzt die Seifenblase und der ganze Forscher-schweiß erweist sich als vertan: Auch an der zweiten Stelle ist von Wahrheiten die Rede, auf welche die Vernunft *bisher* noch nicht gekommen wäre, und das verträgt sich ohne Schwierigkeiten mit dem Paragraphen 4.

Schließlich ein drittes Beispiel, das andeuten mag, wie weit man bei Anwendung der drei Kanones mit recht einfachen Mitteln kommen kann: Die erste Strophe von Hölderlins »Hälfte des Lebens«. Das Gedicht gehört zu jenen, die immer wieder den Rühr-mich-nicht-an-Effekt hervorrufen, d.h. als so verschlossen und schön zugleich gelten, daß die interpretierende Zunft hier allenfalls raunend heranzugehen wagt.

Wir sind hier in der glücklichen Lage, daß es eine prominente, sehr explizite Äußerung des Unverständnisses zu diesem Gedicht gibt, nämlich von Gottfried Benn, der schrieb: »Nun sagt der Dichter ›ihr holden Schwäne‹, er findet also wohl Schwäne im allgemeinen hold, dann holt er aus der speziellen aktuellen Situation mit Hilfe von ›und‹ die trunkenen Schwäne heran, kein Zweifel, er sieht sie in diesem Augenblick überzeugend trunken, aber dann ist die allgemeine Schwänebezeichnung ›hold‹ nicht gesehen, sondern konventionell. Außerdem sind die Schwäne hold, wenn sie trunken sind, selbst von Küssen?« [17] Ich habe vor ein paar Jahren in einer Anfängerübung den Teilnehmern den Benn-Text gegeben, ihnen einige Wörterbücher genannt und als Hausaufgabe aufgetragen, sich einmal über ›hold‹ zu informieren, dabei auch Hölderlins Herkunft zu berücksichtigen und zu überlegen, was der Befund für die Bildvorstellung dieses Gedichts ergeben könnte. Fast alle fanden heraus, daß ›hold‹ soviel wie ›geneigt‹ bedeutet, und zwar im Alemannischen zumindest zu Hölderlins Zeit durchaus in einer sinnlich-konkreten Bedeutung. ›Holde Ufer‹ z.B. sind Ufer, die sich zum Fluß hin neigen. Die meisten Teilnehmer haben denn auch den Schluß gezogen, daß die Schwäne sich hier zum Wasser neigen, und daß sie nicht etwa miteinander schnäbeln, wie manche Interpreten weiterdichten, sondern daß sie trunken sind vom Küssen ihres eigenen Spiegelbildes.

Dieser Befund hat einen bemerkenswerten Zusatzeffekt. Denn auch das rätselhafte Eingangsbild vom Land, das in den See hängt, klärt sich dadurch auf. Vermutlich handelt es sich nicht, wie gelegentlich bemerkt wurde, um ein halbinselhafes Hineinragen des Landes in den See, sondern um eine Spiegelung der Uferhänge. Die erste Strophe wäre demnach aus einer ganz bestimmten Perspektive gesprochen, mit einleitendem Blick aufs gegenüberliegende

Ufer, Engführung auf die Schwäne und schließlich auf die Häupter, die ins Wasser getunkt werden.

Eine solche Blickregie gibt Anlaß zur Vermutung, daß der Weh-Ruf, mit dem die zweite Strophe beginnt, eine Reaktion auf das Gesehene ist. Dann aber ist die herkömmliche Vorstellung vom Gegenüberstehen einer Sommer- und einer Winterstrophe hinfällig, die beiden Strophen verhalten sich wie Bild und Auslegung. Textsemantisch gerät das Gedicht damit in die Nähe des Emblems oder emblemverwandter literarischer Formen. Und jetzt, aber erst jetzt, ergibt sich die Möglichkeit und Notwendigkeit, daß der Interpret den Vorgang, aber nicht die Einzelwörter, der ersten Strophe darauf hin untersucht, was er für das sprechende Ich symbolisieren könnte, was so exemplarisch und schrecklich daran ist, daß einer trunken vom Küssen des eigenen Spiegelbilds sich mit diesem verbinden will und dadurch mit dem Kopf hinter die Spiegelfläche gerät. [18]

Es ist nun vielleicht deutlich geworden, was mit den drei Kanones gemeint ist. *Verständniskrisen* sind unerläßlich, damit voreilige Monosemierungen vermieden werden können. Man kann sie planmäßig herbeiführen, indem man etwa in Seminaren die zu Unrecht mißachtete Praxis der Paraphrase übt; es ist erstaunlich, wie unterschiedlich solche Paraphrasen ausfallen können. Aber man kann sie auch allein im stillen Kämmerlein herbeiführen, wenn man nur will und sich die Zeit dazu läßt. – Die *historische Semantik* ist in den Beispielen der Einfachheit halber nur durch das Grimmsche Wörterbuch repräsentiert; es steht stellvertretend für historische Kenntnisse, Kenntnisse fremdkultureller Voraussetzungen und Ausdrucksformen überhaupt. Am umstrittensten dürfte das Kriterium der *Konsistenz* sein, nicht nur weil es als Methode der Kontextbindung der Tarzanmethode oder der Tauchermethode im Wege steht, sondern auch wegen des sehr berechtigten Einwandes, daß man von poetischen Texten keine Logizität erwarten dürfe. Das ist natürlich grundsätzlich richtig. Aber wie sollen wir erkennen, wo die Logizität tatsächlich aufgegeben wird, wenn wir sie bei unseren Suchverfahren nicht voraussetzen? Abweichungen sind allemal nur Abweichungen von einer Norm. Dichter sind keine Wortschrott-Produzenten, deren Faselien erst durch unser Neu-Design einen Sinn erhalten. Wo ihre Rede inkonsistent wird, geschieht es aus Not oder aus Lust, und um diese Stellen präzise zu ermitteln, ist die Unterstellung von Konsistenz heuristisch unentbehrlich.

4.

Dies alles setzt freilich eine Art von Interpretationskultur voraus, d.h. den Willen der Wissenschaftler, Interpretationen nicht als das Ergebnis von Individualinspiration darzubieten, sondern sie auf der Basis allgemein anerkannter Beurteilungsstandards zur Disposition zu stellen und der Prüfung und Korrektur darzubieten. Wie das geschehen könnte, will ich abermals an einem Beispiel zeigen, einer Interpretationskontroverse, bei der ich selbst involviert

bin. [19] Ich habe vor einiger Zeit einer Interpretation von Goethes »Wanderrers Sturmlied« widersprochen, und ich will sogleich hinzufügen: Daß man ihr widersprechen konnte, ist ein Zeichen der wissenschaftlichen Qualität dieser Interpretation. Sie basierte auf einer Gliederung des Gedichts, aus der dann sehr weitreichende und kluge Schlüsse gezogen wurden. Sie hatte nur einen oder besser drei Haken: Die Gliederung ignorierte zwei Querstriche, die im Text stehen, und ein Strophenspatium – etwas kühn, jedenfalls wenn es um Gliederung geht. Daß auch der vorangestellte Textabdruck die Striche und das Spatium nicht enthielt, sei nur angemerkt. Jedenfalls war die Interpretation so stringent, daß man hier tatsächlich durch den Hinweis auf einen jedermann zugänglichen empirischen Basisbefund die Deutungshypothese falsifizieren konnte. Diese exemplarische Dimension war es auch, die mich überhaupt zu meiner Wortmeldung bewog. Exemplarisch war jedoch auch die Erwiderung. So lauteten die Argumente, wenn man den rhetorischen Teil wegläßt: a) Ich sei ein Positivist, der von Hermeneutik keine Ahnung hat; b) Striche gehören eigentlich nicht zum Text; c) der übergroße Zeilenabstand sei wahrscheinlich kein Strophenspatium, sondern resultiere aus dem Ausweichen vor einer übergroßen Unterlänge in der vorherigen Zeile. – Was ist da argumentativ geschehen, und wie wäre im Sinne eines wissenschaftlichen Vorgehens weiter zu verfahren?

Das Hermeneutik-Argument will wohl besagen, daß die Details eines Textes immer nur im Lichte einer Deutungshypothese wahrgenommen werden können. Das ist sicherlich richtig. Falsch ist jedoch, daß es immer die Deutungshypothese des Interpreten sein muß. Dadurch allerdings werden Falsifikationen ausgeschlossen, die Argumentation wird ausschließlich »T-theoretisch«, der hermeneutische Zirkel wird zum vitiosen. Tatsächlich beruhte mein Hinweis auf die Striche ebenfalls auf einer Hypothese, wenngleich einer sehr viel bescheideneren und davon ganz unabhängigen: Daß nämlich solche Striche eine gliedernde Funktion haben und deshalb bei Gliederungsversuchen berücksichtigt werden müssen. Diese Hypothese war von mir als konsensfähig vorausgesetzt worden, wurde aber nun vom Interpreten bestritten. Damit verschob sich die ganze Diskussionslage. Die Prüfbasis müßte nun sozusagen um eine Ebene tiefer angesetzt werden, und es müßte diese nunmehr in Frage gestellte Hypothese ihrerseits überprüft werden, etwa in einer gründlichen Untersuchung über den Strichgebrauch des jungen Goethe – wobei freilich vorweg ein Konsens über die Standards der Gültigkeit der Ergebnisse herzustellen wäre.

Bedeutend einfacher, doch in der Grundstruktur ähnlich, läßt sich die Frage des übergroßen Spatiums behandeln, völlig unabhängig von konkurrierenden Deutungshypothesen zum Gedicht. Man braucht, so sei behauptet, nur in Handschriften dieser Zeit zu blättern, um festzustellen, daß das vertikale Ausweichen vor einer übergroßen Unterlänge geradezu verpönt ist. Auch das läßt sich natürlich bestreiten, solange es sich um eine bloße Behauptung handelt. Aber methodisch hat diese Behauptung den Vorzug, daß man sie, geradezu orthodox popperianisch, in einem »Es-gibt-nicht«-Satz formulieren

und in die Form einer Wette kleiden kann: Der erste, der mir ein eindeutiges vertikales Ausweichen des jungen Goethe vor einer übergroßen Unterlänge nachweist, bekommt hundert Flaschen guten Moselweins. In einem Fach, in dem weithin das Motto gilt: »Schwörn tat i scho, aber wetten trau i mi net«, ist das gewiß ein etwas ungewöhnliches Verfahren. Aber ich meine, daß dieses Fach gut daran täte, weniger zu schwören und mehr zu wetten.

Anmerkungen

[1] Der Text entspricht weitgehend der Vorlage beim Kolloquium. Jedoch wurden einige Schlußüberlegungen zur Problemreferenz von Dichtung weggelassen, weil sie für die Publikation eingehender erörtert werden müssen.

[2] Vgl. Man 1988, S. 50: Die Differenz zwischen Literatur und Literaturwissenschaft sei »Trug« – also auch hier die »Horizontverschmelzung«, wengleich das »Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen« nun als Einrücken in eine Gegenüberlieferung auftritt.

[3] Vgl. hierzu Eibl 1976. – Dort einige Vorschläge zur Applikation der am Paradigma der Naturwissenschaften entwickelten Popperschen Position auf die Kulturwissenschaften.

[4] Goethe 1889, S. 309.

[5] Goethe 1889, S. 304.

[6] Eissler 1983, S. 721.

[7] Ein hübsches Beispiel spontanerer Referenzzuweisung gibt Viehoff 1988, S. 1-39. – Einer Studentengruppe wurde ein kurzes Basic-Programm als Gedicht vorgelegt. Die meisten deuteten es als eine Art Parabel auf den Zweiten Weltkrieg, doch wurde auch eine Parabel auf Evolution und Schöpfungsgeschichte erwogen. Fraglich bleibt, ob die Studenten hier nicht ihren Lehrer an der Nase herumgeführt haben. Auch dann jedoch wäre das Beispiel signifikant, weil es jedenfalls die Erwartungs-Erwartung belegt, mit der man auf die Aufforderung reagiert, ein Gedicht zu interpretieren.

[8] Hörisch 1988. – Hörisch hat die reichlich vorliegende interpretationskritische Literatur souverän ignoriert und schlägt folgerichtig als Alternative zur Interpretation die Interpretation vor.

[9] Ross 1988.

[10] Meyer-Krentler 1987. – Meyer-Krentler geschieht jedoch Unrecht, wenn man ihn für poststrukturalistische Positionen vereinnahmt. Er bemüht sich redlich positivistisch, wenn auch vergeblich, die Relevanz seiner Entdeckung für Goethes Gedicht nachzuweisen. (Bei Mörike und Heine gelingt es besser.) Es erscheint mir nicht untypisch, daß die Entdeckung kürzlich in einem Rundfunkbericht über ein Symposium F.A. Kittler zugeschrieben wurde.

[11] Henninger 1980. – Hinzugefügt sei, daß die Geschichten, die Henninger von den beiden erzählt, sehr differenziert sind.

[12] Diese Trivialität aus der Diskussion sei hier wiederholt, weil sie Verwunderung hervorgerufen hat, also wohl doch nicht ganz trivial ist. Es gibt anscheinend immer noch die Vorstellung, Wissenschaft gründe in einem privilegierten Zugang zu Wahrheit oder werde mit einer Art Sonderhim betrieben.

[13] Den Vorschlag, das Wort »Basissatz« durch das Wort »Prüfsatz« zu ersetzen, macht Andersson 1988. Dadurch soll der Schein vermieden werden, daß solche Sätze eine sichere »Basis« im Sinne des älteren Empirismus seien. Auch empirische Prüfsätze können bestritten werden, gründen auf Konsensus, allerdings auf einem, der unabhängig von der fokalen, d.h. der zu prüfenden Theorie gefunden werden kann.

[14] Besonders hingewiesen sei hier auf Weimar 1980. Dritter Teil. Es ist eine der wenigen neueren Arbeiten, die nicht der philosophischen, sondern der philologischen Hermeneutik gelten.

[15] Goethe 1987, S. 178. – Näheres dort im Kommentar.

[16] Goethe 1887, S. 17.

[17] Benn 1968, Bd. 7, S. 1782f.

[18] Näheres in Eibl 1983, S. 222-234.

[19] Vgl. Eibl 1985, S. 514-531.

Literatur

Andersson 1988: Gunnar Andersson, Kritik und Wissenschaftsgeschichte. Tübingen.

Benn 1968: Gottfried Benn, Gesammelte Werke. Band 7. Wiesbaden.

Eibl 1976: Karl Eibl, Kritisch-rationale Literaturwissenschaft. München.

Eibl 1983: –, Der Blick hinter den Spiegel. Sinnbild und gedankliche Bewegung in Hölderlins »Hälfte des Lebens«. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 27, S. 222-234.

Eibl 1985: –, Schmidts Sturmlied – Goethes Sturmlied. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 29, S. 514-531.

Eissler 1983: Kurt R. Eissler, Goethe. Eine psychoanalytische Studie 1775-1786. Frankfurt.

Goethe 1887: [Johann Wolfgang] Goethes Briefe. 2. Band. 1771-1775. Weimar (= Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV. Abtheilung. 2. Bd.).

Goethe 1889: [Johann Wolfgang] Goethes Briefe. 5. Band. 7. November 1780-30. Juni 1782. Weimar (= Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV. Abtheilung. 5. Bd.).

Goethe 1987: Johann Wolfgang Goethe, Gedichte 1756-1799. Herausgegeben von Karl Eibl. Frankfurt/M. (= Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. I. Abteilung. Bd. I).

Henninger 1980: Peter Henninger, Der Geist und der Buchstabe. Unbewußte Determinierung im Schreiben Robert Musils. Frankfurt/M.

Hörisch 1988: Jochen Hörisch, Die Wut des Verstehens. Frankfurt/M.

Man 1988: Paul de Man, Allegorien des Lesens. Frankfurt/M.

Meyer-Krentler 1987: Eckhardt Meyer-Krentler, Willkommen und Abschied – Herzschlag und Peitschenhieb. München.

Ross 1988: Jan Ross, Diskurs mit Kater. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 256 vom 2. November (= Beilage »Geisteswissenschaften«), S. N3.

Viehoff 1988: Reinhold Viehoff, Literarisches Verstehen. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 13, S. 1-39.

Weimar 1980: Klaus Weimar, Enzyklopädie der Literaturwissenschaft. München.